



Prof. Dr. em. Gottfried Schramm "Versäumte Begegnungen II Anfang Mai 1805 in Weimar: Ein Freundespaar verbessert seine Balladen - Missed encounters II Mai 1805 in Weimar: Goethe and Schiller discuss their ballads"

Authors: Stephan Seiler
Submitted: 17. April 2017
Published: 18. April 2017
Volume: 4
Issue: 2
Keywords: history, essay, literature, Schiller, Goethe, ballads
DOI: 10.17160/josha.4.2.282

JOSHA

josha.org

**Journal of Science,
Humanities and Arts**

JOSHA is a service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content

Gottfried Schramm

Anfang Mai 1805 in Weimar: Ein Freundespaar verbessert seine Balladen

Goethe hatte, wie sein Brief vom 26. oder 27. April 1805 ausweist, mit Schiller den Fortgang seiner Farbenlehre durchsprechen wollen. Aber der Angeschriebene bat erst einmal um einen Besuch in anderer Sache. Er, der immer voll von Publikationsplänen steckte, regte in einem Briefchen an, sie sollten beide ihre Balladen in einem Sammelband herausbringen, der gewiss Anklang beim Lesepublikum finden würde. Denn schließlich hatten sie ja 1797 in der Gattung der Ballade gewetteifert und das damals Entstandene später noch ergänzt. Selten fiel das Echo auf ihre Werke in Deutschland so warm aus. Auch das Ausland war hellhörig geworden.

Als Goethe, durch einen Boten angekündigt, bei Schiller eintrat, lag dieser mit geröteten Wangen schwer atmend auf seinem Lager, sodass der Gast sich zu einer Umarmung niederbeugen musste. Das geäußerte Ansinnen kommentierte er so: »Ein prächtiger Einfall! Sie erinnern sich: Für eine Reise in Ihre schwäbische Heimat bat ich mir seinerzeit einige Abschriften aus Ihren Sachen aus und habe daraus in Stuttgart und anderswo, mit eigenen Gedichten abwechselnd, vorgelesen. So einfach wie in unseren Balladen haben wir es unseren deutschen Lesern nur selten gemacht. Viele können sie mittlerweile auswendig. Also: Ans Werk!« Schiller meinte nachdenklich: »Aber wir sollten die alten Texte noch einmal sorgfältig durchgehen. Wir selber sind unsere berufensten Kritiker und sollten uns gegenseitig darauf aufmerksam machen, was verbessert werden müsste.«

Goethe: »Ganz recht. Einen Nachmittag lang bin ich Ihre wunderbaren Balladen durchgegangen und auf manches gestoßen, worüber wir reden sollten. Ich werde dabei kein Blatt vor den Mund nehmen und hoffen, Sie werden mich hoffentlich ebenso ins Gebet nehmen.« Schiller: »Mein Vorschlag wäre, dass wir mit den harmlosen Fällen beginnen und uns dann an die gewichtigeren Bedenklichkeiten herantasten, wo etwas im Bau unserer Gedichte wackelt, wenn man daran rüttelt.«

Goethe: »Sehr einverstanden. Fangen wir an mit Ihrem *Siegesfest*, in dem Sie bei der Schilderung, was sich nach dem Fall von Troja abspielte, nacheinander ganz verschiedene Töne anschlagen, die beim ersten Hinhören verwirren: manchmal pathetisch, dann wieder glanzlos und abgegriffen, am Ende geradezu frivol. Denn da wird *Kassandra von ihrem Gott ergriffen* und verkündet dementsprechend fromm: *Nur die Götter bleiben stet*. Aber dann bricht sie – wohlgemerkt: eine Königstochter, die gerade ihren Vater verloren hat und die Mutter verklagt auf einem anderen Schiff der gleichen Flotte weiß – jäh in eine schrille Ermunterung aus: Jeder solle heute leben, weil er es morgen vielleicht nicht mehr könne. Dieser Absturz im Ton wurde, wenn man sich hineingedacht hat, von Ihnen raffiniert erfunden und durchgeführt. Aber eine Kleinigkeit stört mich. *Kassandra* schaut dort nach dem *Rauch* hin, der über dem zerstörten Troja steht. Daraus wird dann *des Dampfes Säule*. Zum Dampf gehört Wasser, das verdampft.

Was sollte im feuerverwüsteten Troja verdampfen?« Schiller: »Der Anstoß lässt sich leicht beheben. Sagen wir doch: *Wie der Schwaden Wolke weht.*«

Goethe: »Bleiben wir beim selben Gedicht. Der alte Nestor hat für die todtraurige Hekuba den schäbigen Trost bereit, sie solle, wie seinerzeit Niobe, ihr Leid in Alkohol ertränken. Die nämlich habe sich durch den *Trank der Ähren* in ein heilsames Vergessen gerettet. Sollte sich die Schwergeprüfte tatsächlich in einen plebejischen Bierrausch geflüchtet haben? Ja, taugte sie damit zum Vorbild für Hekuba, der Nestor doch einen Becher mit Wein anbietet?« Schiller probierte nacheinander flüsternd verschiedene Wortlaute aus und landete schließlich bei diesem:

*Und selbst Niobe, noch eben
Tief gebeugt durch hartes Leid,
Kostete den Trank der Reben
Und vergaß die Traurigkeit.*

Goethe nickte und nahm sich eine andere Ballade vor: »Ihr *Pegasus im Joche* ist ein Meisterstück hintersinniger Komik. Darin spornt Bauer Hans seine Leute an, das störrische Flügelross, das er sich hat andrehen lassen, dadurch gefügig zu machen, dass sie es zusammen mit einem *Ochsen* vor den Pflug spannen. Aber aus dem *Ochsen* wird dann wenig später ein *Stier*. Ich meine, Sie sollten beim *Ochsen* bleiben, mit dem sich leichter als mit einem *Stier* pflügen lässt. Ja, wenn sie den Nachbarn im Gespann *mit Bedacht* schreiten lassen, dann beschreiben sie doch selber anschaulich einen *Ochsen*. Als *Ochse* wird er dann auch von dem *lustigen* Gesellen, der später den Pegasus besteigen wird, schon aus der Ferne erkannt.« Schiller: »Der Fehler lässt sich leicht beheben. Hans befiehlt: *Schirrt es an / Mit meinem stärksten Ochsen ins Gespann.*«

Goethe: »Seinerzeit habe ich Ihnen den antiken Stoff von den *Kranichen des Ibykus* abgetreten. Sie haben daraus Ihre ergreifendste Ballade gemacht. Anfangs schien mir Ihr Schluss allzu abrupt. Aber Sie haben mich damals mit Bestimmtheit darauf aufmerksam gemacht, dies sei nun mittlerweile Ihre Ballade, die so enden müsse, wie sie endet. Recht hatten Sie. Aber mit einer weit unwichtigeren Stelle kann ich mich nicht abfinden. Der Dichter und Sänger Ibykus wird auf dem Wege zu den Festspielen in Korinth *auf gedrangem Steg*, wo es kein Ausweichen gibt, von zwei Räufern überfallen. Ibykus möchte sich zum Kampf bereiten:

*Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.*

Ihr Gedanke war offenbar: Zwar ist es der Beruf des Sängers, ein Saiteninstrument zu schlagen. Ein Flitzebogen, wie man ihn jetzt brauchen könnte, ist ebenfalls ein Saiteninstrument. Um ihn zu spannen, bedürfte es aber einer anderen Kraft und Kunst, als Ibykus sie besitzt. Gegen diesen Gedanken spricht zweierlei: Einmal hat Ibykus gar keinen Bogen greifbar, mit dem er es, wenn auch ohne Übung, immerhin versuchen könnte. Und außerdem: Wenn er ihn hätte, würde er ihm nichts nutzen. Denn ein Bogen hilft nur über größere Entfernungen und nicht im Handgemenge.«

Schiller: »Sollte ich stattdessen über des Sängers Hand sagen: *Sie schlug der Leier zarte Saiten, / Doch niemals Feinde wutentbrannt?*« Goethe: »Damit, glaube ich, ist es noch nicht getan. Denn dass ein Sänger – ganz unabhängig davon, über welches Instrument und welche Stärke er verfügt – nicht mit zwei gewalttätigen Bösewichtern fertig werden kann, wie er sie auf dem Hals hat, versteht sich ja von selbst. Eine überzeugende Formulierung lässt sich diesmal nicht aus dem Ärmel schütteln. Die wird Ihnen später einfallen.«

Schiller: »Sie deuteten eingangs an, dass es unter meinen Balladen auch solche gibt, bei denen Sie der Bau der Handlung, die Geschichte, die ich erzähle, nicht überzeugt.« Goethe: »Ja, Ihre prachtvolle Ballade vom *Handschuh* endet mit einem Hammerschlag, der ein fein ziselirtes Kabinettstück roh zersplittern lässt. Lassen Sie uns Ihre so packend geschilderte Geschichte noch einmal durchgehen: König Franz I. von Frankreich, einer der glanzvollsten Herrscher der Renaissance, unterhält sein vornehmes Publikum, indem er ihm Raubkatzen vorführt, die in einem Zwinger gehalten werden. Die Edelfrauen sitzen auf den obersten Rängen des Tribünenrundes. Eine davon heißt Kunigunde und wird von einem Ritter Delorges, ihrem Begleiter, im schmachtenden Stil der Zeit verehrt und umworben. Seine Liebe stellte sie mit einem leichtfertigen, gewissenlosen Einfall auf die Probe, indem sie ihren Handschuh in die Arena wirft, wo sich Löwe, Tiger und Leoparden – *von Mordlust heiß* – im Kreise gelagert haben. *Spottenderweis'* fordert sie von ihrem Liebhaber, er solle ihren Handschuh aufheben. Das ist eine unerhörte Zumutung. Denn der Ritter kann, wenn er sich auf das Wagstück einlässt, sehr wohl sein Leben verlieren. Aber er wagt trotzdem, was er eigentlich als unzumutbar hätte zurückweisen müssen. Mit festem Schritt fingert er den Handschuh *aus der Ungeheuer Mitte* heraus. Bestaunt und bewundert von allen Zuschauern, steigt er zu Fräulein Kunigunde zurück, die ihn *mit zärtlichem Liebesblick* erwartet.

Bei ihm aber ist jede Neigung auf einen Schlag erloschen. Einer flammenden Empörung hat sie Platz gemacht. Wie kann er ihr Ausdruck geben?

Man kann schon verstehen, dass er ihr den Handschuh ins Gesicht wirft. Sie hätte es verdient. Aber was müsste dann geschehen? Das Publikum, das der Ritter zunächst auf seiner Seite hat, allen voran König Franz, würde diesen groben Bruch ritterlicher Manieren nicht dulden. Vermutlich unter seinem Vorsitz würde ein ritterliches Ehrengericht über den Fall urteilen. Ja, ein naher Verwandter des törichten Mädchens müsste jetzt den Beleidiger zum Duell herausfordern, selbst wenn er persönlich ihr Verhalten missbilligt. Bei dem Zweikampf könnten

er selbst oder der Ritter Delorges, ja vielleicht beide auf der Strecke bleiben. Jede der drei Möglichkeiten ist abwegig. Sollte Delorges einen in der Sache völlig Unbeteiligten dazu zwingen, sein Leben zu riskieren? Ja, wem würde es nützen, wenn er sich selber zum zweiten Male dem Tode aussetzt?»

Schiller: »Ihre kunstsinnige Freundin schlug damals vor, ich sollte lieber schreiben: *Doch der Ritter, sich tief verbeugend, spricht: / ›Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!*« Zunächst habe ich jemandem nachgegeben, der sich mit den Sitten der großen Welt besser auskannte als ich. Aber das reute mich später als zu faden. Als ich die Ballade zum Druck gab, schien mir der ursprüngliche Wortlaut doch besser.« Goethe: »Ganz recht, dass sie dem gutgemeinten Rat nicht gefolgt sind. Denn ein dramatisches Gedicht wie das Ihre kann nicht mit steifer Förmlichkeit enden. Ja, was geschähe mit dem Handschuh? Lässt er den fallen oder nimmt er ihn mit? Wie auch immer: Am Ende eines Gedichtes, das *Der Handschuh* heißt, muss der Hörer wissen, wie es mit dem Handschuh weitergeht.«

Schiller: »Wie wäre: *Wirft ihr den Handschuh vor den Fuß?*« Goethe: »Kaum besser. Denn einen Handschuh vor die Füße zu werfen wäre ja ebenfalls eine eindeutige Duellforderung: mit denselben schlimmen Folgen wie in Ihrem bisherigen Text.«

Schiller: »Also dann: *Er legt ihr den Handschuh in den Schoß.*« Goethe: »Ja, das überzeugt. Denn damit wird eine Liebe auf eine Weise aufgekündigt, die keine Vergeltung provoziert, ja, in ihrer symbolischen Aussage für jeden Zuschauer verständlich ist. Auch Kunigundens *Schoß* finde ich als diskret-erotische Anspielung reizvoll.« Schiller: »Aber was machen wir mit dem Abschiedsatz des Ritters: *›Den Dank, Dame, begehre ich nicht?‹* Zu sagen gibt es ja nichts mehr. Durch den Handschuh im Schoß ist ja schon alles Notwendige gesagt. Außerdem fehlt nun eine Zeile, die hinten auf *›Schoß‹* reimt.«

Goethe: »Seien wir doch froh, dass wir jetzt eine Verszeile frei bekommen haben. In der kann zum Ausdruck kommen, was noch fehlt. Man sollte sie nutzen, um dem Gefühl des Ritters Ausdruck zu geben, das sich nicht in bloßer Empörung erschöpft. Er hat das Mädchen ja geliebt oder glaubte es zu lieben. Jetzt sieht er, dass er seine Minne verschwendet hat. Er muss auch mit sich selber ins Gericht gehen. Denn er hat doch Fräulein Kunigunde unablässig mit Liebesschwüren bedacht, ohne zu bedenken, wie wenig dieses Mädchen wert ist.«

Schiller: »Ich hab's. *›Doch der Ritter, traurig, doch tränenlos, / Legt ihr den Handschuh in den Schoß / Und verläßt sie zur selben Stunde.*« Goethe: »Wunderbar. Ich selber kann Ihnen zu diesem Umbau nur Mut machen. Ob aber die Leser, die ja längst mit Ihrem ursprünglichen Schluss vertraut sind, Ihnen die Änderung abnehmen, wissen wir beide nicht im Voraus.«

Schiller: »Aber Sie haben, wie Sie anmerkten, noch einen weiteren Fall im Auge, wo Ihnen ein tieferer Eingriff in die Geschichte, die ich erzähle, notwendig erscheint.« Goethe atmete tief und nahm sich Schillers wunderbare *Bürgschaft* vor: »Mir kommen immer die Tränen, wenn ich die Stelle wieder lese, wo Damon verzweifelt am reißen den Strome steht. Dort sieht er sich

gehindert, seinen Freund, der sich mit seinem Leben für die rechtzeitige Rückkehr verbürgt hat, vor dem Kreuzestod zu bewahren:

*Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.*

Da hat einer nicht etwa um sein eigenes Leben Angst, sondern um den treuen Freund und um die eigene Glaubwürdigkeit. Gerade diese Angst ist es, die ihm Mut einflößt. So etwas macht Ihnen so leicht niemand nach. Aber wie ist es mit dem Schluss, wo Dionysius, Herrscher von Syrakus, plötzlich einsieht, die Treue sei doch kein *leerer Wahn*, und die beiden Freunde bittet, ihn in ihren Bund aufzunehmen? Ist die Gnade, die er walten lässt, und sein Freundschaftsangebot schon Grund genug, ihn als Genossen anzuerkennen? Ist denn alles vergessen, was der blutige Tyrann auf dem Gewissen hat und womit er Damon zu seinem Mordversuch gereizt hat? Wie hätten die beiden Freunde auf das Ansinnen ihres Gegenübers antworten sollen?«

Schiller seufzte schwer auf. Natürlich hatte Goethe Recht. Aber ihm, dem atemlos, vor Leiden bangend, auf sein Lager zurückgesunkenen Freund mutete er diesmal zu viel zu. Darum versuchte er jetzt zu glätten: »Lassen wir das, bis Sie wieder bei Kräften sind. Jetzt nehmen Sie doch einmal mich vor! Habe auch ich einmal den Schluss einer Ballade verpatzt?« Schiller genas, wenn auch nur kümmerlich, rasch: »Doch, das ist vorgekommen, allerdings in einem harmlosen Fall. Sie erzählen in herrlich herzhaftem Volkston die Legende, in der Jesus auf dem Wanderweg durch Galiläa ein zerbrochenes Hufeisen erspäht. Seinen Lieblingsjünger Petrus bittet er, er solle doch das Eisen aufheben. Aber der ist leider *nicht aufgeräumt*, weil er von weit größeren Dingen träumt: *So was vom Regiment der Welt, von Kron' und Zepter*. Da hebt der Meister seinen Fund selber auf und tauscht ihn auf dem nächsten Markt gegen drei Pfennige ein, für die er Kirschen kauft und in seinem Ärmel aufbewahrt. Und als sie dann auf baumloser, sonnenbeschiedener Straße weitergehen und jeder nach einem Trunk Wasser lechzt, lässt der vorausgehende Jesus *unversehens eine Kirsche fallen*. Petrus hebt sie eilends auf und verspeist sie mit Genuss. Das wiederholt sich mehrere Male, bis der Jünger seine Lehre auch noch in Worten unter die Nase gerieben bekommt:

*Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,*

Sich um geringere Mühe macht'.

Ist dieser Ausgang noch nötig?« Goethe lenkte auf Anhieb ein: »Ganz recht, es bedurfte gar keiner Lehre mehr. Denn die war, wortlos und freundlich, längst erfolgt. In den Schlusszeilen steht nichts, was sich Petrus nicht schon längst selber gesagt hatte. Die Sentenz, mit der Jesus endet, ist überflüssig und lehrerhaft.«

Schiller ergänzte: »Genauso überflüssig wie die bisherigen Abschiedsworte von meinem Ritter Delorges.« Goethe wollte wissen: »Fällt Ihnen für meine Legende ein besserer Schluss ein?« Schiller nach kurzem Besinnen:

*Das dauerte eine ganze Zeit,
Dann endete alles in Heiterkeit.
Sie sahen sich lächelnd ins Gesicht,
Der Worte bedurft' es noch immer nicht.*

Goethe staunte: »Ja, so fröhlich und freundlich muss die Geschichte enden. So sollte auch unsere Freundschaft weitergehen. Wir verstehen uns auch ohne Worte. Aber jetzt habe ich Sie lange genug von Ihrer verdienten Ruhe abgehalten. Herzlich wünsche ich Ihnen, dass Sie sich bald erholen. Lassen Sie mich bitte wissen, wenn Sie Lust verspüren, unser angefangenes Gespräch fortzusetzen.«

Dazu kam es nicht mehr. Denn schon am 5. Mai 1805 schloss Schiller die Augen für immer. Wir wüssten nichts von der Aussprache, die seinem Ende vorausgegangen war, wenn nicht bei den Restaurationsarbeiten, die der traurige Brand der kostbaren Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar notwendig machte, auch ein Buch über das antike Syrakus repariert werden musste, weil es unten angekohlt war. Beim Durchblättern fiel ein Blatt mit rasch hingeworfenen Bleistiftnotizen heraus, die, wie Kenner rasch herausfanden, von Schillers Hand stammten. Sie wurden offenbar als Gedächtnisstütze aufgezeichnet: gewiss schon bald, nachdem der Besuch gegangen war. Schiller muss diesen Band kurz vor seinem Tod ausgeliehen haben: wahrscheinlich, um sich über die letzten Jahre des Tyrannen Dionysius kundig zu machen. Man fand das Buch später auf seinem Schreibtisch und gab es der Bibliothek zurück. Aus den Notizen, so flüchtig sie hingeworfen waren, lässt sich noch in den Grundzügen erraten, worüber die beiden Freunde sich bei Ihrem letzten Beisammensein unterhalten hatten.